

KERSTIN CANTZ

Wiegenlied

Roman

Diana Verlag

»Mir würde es viel mehr bedeuten, Ihre Vorlesungen hören zu können«, sagte Helene, »ebenso wie die Ihrer Kollegen der Anatomie und Physiologie. Seit ich die Arbeit meiner Eltern in allem Umfang begriffen habe, ist es mein größter Wunsch, theoretischen und praktischen Unterricht an einer Universität zu nehmen, öffentlich oder privatissime.«

Ihre Stimme war ruhig, und nur Professor Clemens Heuser sah das heftige Pulsieren ihrer Halsschlagader über dem Stehkragen ihres dunklen Kleides. Er bemerkte auch, wie außerordentlich gut dem jungen Caspar die unverfrorene Heiterkeit zu Gesicht stand, mit der dieser seinen Vater im Auge behielt.

Elias von Siebold stand wie vom Donner gerührt.

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, beabsichtigen Sie, Medizin zu studieren?«

»Selbstverständlich weiß ich, dass es Frauen nicht gestattet ist, sich zu immatrikulieren, allerdings weiß ich auch, dass es im Ermessen einzelner Lehrer liegt, Ausnahmen zu machen ...«

»Es beruhigt mich, dass Sie über eines der grundlegenden Universitätsstatuten im Bilde sind«, schnappte der Professor. »Und verzeihen Sie, Kollege Heuser, bei Ihrer Gelassenheit darf ich vermuten, dass Sie den Wunsch Ihrer Tochter unterstützen? Oder wollen Sie, dass ich sie davon abbringe?«

»Ich nehme an, Vater, dass man bei Ihnen auf Verständnis hofft, da Ihre Nichte Charlotte vor siebzehn Jahren an der Universität in Gießen promovierte«, sagte Caspar, bevor Clemens antworten konnte.

Elias von Siebold sah dicht an seinem Sohn vorbei.

»Charlotte Heiland ist das Mündel meines Bruders und daher keineswegs meine Nichte. Doch welche Frau auch immer, und sei es mein eigen Fleisch und Blut, mit einem derartigen Ansinnen an mich herantritt, wird auf meinen Zuspuch verzichten müssen.«

»Ich darf sagen, dass ich sehr viel von meiner Tante lernen konnte«, fuhr Caspar ungerührt fort, »sie genießt einen ungeheuerlich guten Ruf. Kein Wunder, dass man sie vor Jahren auswählte, in Kensington Palace der Herzogin von Kent bei der Geburt eines Mädchens beizustehen, dem voraussichtlich die Krone zufallen wird. Korrigieren Sie mich, Vater, sollte ich irren. Hieß es nicht Victoria, das Kind?«

Helene hatte Mühe, ihren Zorn zu unterdrücken, doch sie verfolgte nicht ohne Interesse, wie Caspar es sichtlich auskostete, seinen Vater zu provozieren. Vermutlich bot sich ihm nicht oft eine derart passende Gelegenheit. Die barsche Ablehnung des Professors, was ihre Sache anging, verärgerte sie mehr, als dass sie sie kränkte. Wie gern hätte sie ihm selbst eine Antwort gegeben, kühl und beherrscht, doch der Moment dafür war verstrichen.

Elias von Siebold war indessen steingrau geworden vor Wut.

»In meinem Institut werden immatrikulierte Studenten unterrichtet, keine Hebammen, und solange ich diese Entbindungsanstalt der königlichen Universität leite, deren Einrichtung ich zur Bedingung machte, bevor ich vor zwölf Jahren dem Ruf nach Berlin folgte, wird sich daran nichts ändern. Sollten Sie also, Kollege Heuser, es zur Bedingung machen wollen, dass ich dem verwegenen Wunsch Ihrer Tochter nachkomme ...«

»Wenn Sie mich so fragen«, sagte Clemens, während er nach Hut und Handschuhen griff, »ja, es scheint mir eine hervorragende Idee, einige Bedingungen zu stellen. Wir finden allein hinaus. Es war eine erhellende Begegnung. Ich danke Ihnen, meine Herren.«

»Es täte mir leid wenn Sie glaubten, ich hätte Ihnen geschadet, Fräulein Heuser«, sagte Caspar an der Tür, »doch seine Antwort wäre in keinem Fall anders ausgefallen.«

»Sie sind uns keine Rechenschaft schuldig. Bitte bemühen Sie sich nicht.« Helene vermutete, dass seine Augen wieder traurig waren, als er ihnen nachblickte.

Elias von Siebold war indessen grußlos in den angrenzenden Salon verschwunden, wo seine Frau ihn mit ihrer beider Lieblingsgetränk erwartete.

»Nun, mein Bester«, fragte sie munter, »hast du es herausbekommen?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, knurrte er und verbrannte sich am Rumpunsch die Zunge.

»Elsa Heuser, Lieber. Ich hätte zu gern gewusst, ob sie mit ihnen verwandt ist.«



Gesa wurde von einem schweren Schlag geweckt. Sie öffnete die Augen und blickte in dichtesten Nebel. Ihr vom Schlaf noch träger Körper flog nach vorn, und vergeblich suchte sie Halt in den Fellen, als sie auf den Schlittenboden rutschte. Sie sah den leeren Kutschbock, den führungslosen Flug der Zügel. Sie sah, wie der schwere Pferdeleib hoffnungslos gegen die Wucht des kippenden Schlittens kämpfte.

Sie selbst spürte den Aufprall nicht, nur die entsetzliche Kälte des Schnees, der ihr in den Nacken kroch, unter die Röcke, in Nase und Ohren. In ihrem schmerzenden Kopf gellten die Angstschreie des Tieres. Aus dem Nebel stach in unbestimmter Nähe der vordere Schwung einer Schlittenkufe. Es war das Einzige, was sie sehen konnte, denn sie konnte sich nicht bewegen.



Später sagte man ihr, sie habe Stunden im Schnee gelegen. Der Kutscher hatte sich mit seinem gebrochenen Bein zu ihr geschleppt, und erst nachdem ihm klar geworden war, dass es nicht gelingen würde, sie ohne Hilfe unter dem Schlitten hervorzuziehen, suchte er sein Gewehr, um das Pferd aus seinem Todeskampf zu erlösen.

Man fand Gesa und den dicht neben ihr sitzenden Kutscher etwa fünf Meilen nördlich von Marburg, eben zu der Stunde, als die Postkutsche nach Berlin die Stadt durch das Barfüßertor verließ.

Erst in ihrem Bett erwachte sie aus der Ohnmacht, und ihre Hand lag in der Doktor Böhmes, der sie zur Ader ließ.

»Der Mann hat Ihnen vermutlich das Leben gerettet«, sagte der Arzt. »Ohne ihn hätten Sie erfrieren können.«

Gesa wollte ihm antworten, doch ein stechender Schmerz ließ sie nach Luft schnappen.

»Ich werde ihm danken, sobald es mir möglich ist«, flüsterte sie. Kraftlos versuchte sie sich aus den Kissenbergen hochzustemmen, in die Lina sie schluchzend gebettet hatte. Jetzt, da ihre Herrin zu Bewusstsein gekommen war, riss die Magd sich zusammen.

»Sie müssen ruhig liegen, liebe Gesa, und Sie sollten so wenig wie möglich sprechen«, sagte Doktor Böhme sanft. Er war ein ehemaliger Schüler ihres Mannes, der so mutig gewesen war, sich einzugestehen, dass seine Nerven für die Geburtshilfe zu schwach waren, und sich dem jungen Fach der orthopädischen Chirurgie zugewandt hatte.

»Ich befürchte, Sie haben sich eine oder mehrere Rippen gebrochen«, fuhr er fort, während er ihre Hand in der seinen behielt. »Sie selbst kennen sich gut genug in der Anatomie aus, um zu wissen, dass es - nun, dass die Lage nicht ganz unbedenklich ist.«

»Seien Sie so präzise wie möglich, Böhme«, flüsterte Gesa.

»Sie sind mir etwas zu sorgenvoll für meinen Geschmack.«

»Wir sollten umgehend Ihren Mann und Ihre Töchter verständigen lassen. Die reitende Post wird zwei Tage brauchen bis Berlin.«

»In zwei Tagen«, sagte Gesa mit rasselndem Atem, »werden Sie mich wieder so weit haben, dass ich selbst in die Kutsche steigen kann, verstehen Sie mich? Und wenn ich die Fahrt von Kopf bis Fuß in Bandagen antreten muss.«

Keine Depesche nach Berlin! Ich bin entschlossen zu reisen.«

»Dann gestatten Sie mir, Lina mit einigen Rezepten zur Apotheke zu schicken. Ich werde derweil in Ihrer Küche etwas Leinsamen für warme Umschläge ansetzen. Bin ich präzise genug?«

Lächelnd ließ er Gesas Hand los, als sie nickte.

Lina, deren dicke Backen wieder Farbe bekommen hatten, jagte dem Arzt auf den Flur nach und machte ihm ängstliche Zeichen, dem Willen ihrer Herrin keinesfalls nachzugeben.

»Flüstern Sie nicht auf dem Flur, lieber Böhme!«, rief Gesa hustend. »Keine Geheimnisse vor mir in diesem Haus.«

Unten am Küchentisch brachte der Arzt einige Zeilen zu Papier und gab der Magd Anweisungen, ohne dabei zu flüstern. Lina steckte den Brief ins Mieder und warf sich das Umschlagtuch über die Schultern, doch sie konnte nicht anders, als noch einmal die Treppen hinaufzurennen, als sie die Herrin rufen hörte.

»Gib mir den Brief«, sagte Gesa leise, »und sei so gut, Lina, tu gar nicht erst so, als wüsstest du nicht, wovon ich rede.«

Nach Ansicht des Arztes stand es ernst um sie. Während ihrer Bewusstlosigkeit hatte er ihre Atemgeräusche abgehört. Er vermutete eine Perforation des Lungenfells. Er fürchtete, sie könnte innerlich verbluten.

»Unsinn«, sagte Gesa.

Es gelang ihr kaum noch zu sprechen.

»So ein Unsinn, Clemens und die Mädchen derart erschrecken zu wollen.«

Darüber, wie erschrocken sie selber war, verlor sie kein Wort.

